

SUSANNE GASCHKE
Die Emanzipationsfalle

Buch

Die Töchter der Frauenbewegung, heute dreißig, vierzig Jahre alt, sind hervorragend ausgebildet, beruflich erfolgreich, finanziell unabhängig – und auffallend oft kinderlos. Demografisch gesehen haben sie gute Chancen, neunzig oder hundert Jahre alt zu werden. Doch wie wird ihre Welt im Alter aussehen – ohne berufliche Herausforderungen, womöglich ohne Partner, ohne Kinder und Enkel, ohne erfülltes Familienleben? Die Frauenbewegung hat sich zu Tode gesiegt – so Susanne Gaschkes Fazit. Es führt kein Weg zurück in die Geborgenheit der Unterdrückung. Und kein Weg vorwärts zu der Renaissance des Frauenförderplans. Gesucht wird ein neuer Vertrag zwischen den Geschlechtern.

Autor

Susanne Gaschke, 39, ist verheiratet und hat eine Tochter im Teenageralter. Als Redakteurin bei der »ZEIT« hat sie sich immer wieder mit gesellschaftspolitischen Fragen beschäftigt und den Traditionsfeminismus bisweilen kritisiert. Zuletzt veröffentlichte sie »Die Erziehungskatastrophe« (2001) und »Hexen, Hobbits und Piraten« (2002), beide DVA.

Susanne Gaschke

Die
Emanzipations-
fälle

Karriere oder Kinder?
Warum wir neue
Rollenbilder brauchen

GOLDMANN

Umweltbinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe November 2006

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © der Originalausgabe 2005

by C. Bertelsmann Verlag, München, einem Unternehmen

der Verlagsgruppe Random House GmbH

Originaltitel:

Die Emanzipationsfälle. Erfolgreich, einsam, kinderlos

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Collage Corbis/Bruss (AX0077811)

und Corbis/Mason (480-A-308-V5455)

KF · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN-10: 3-442-15418-9

ISBN-13: 978-3-442-15418-0

www.goldmann-verlag.de

INHALT

Wir Töchter des Feminismus	7
Nie mehr jammern. Über Erfolge und Nebenwirkungen der Frauenbewegung	13
Die demografische Krise existiert – und sie ist Frauensache	35
Wege zum Kind und deutsche Besonderheiten	53
Die Avantgarde der Kinderlosen	68
Exkurs: Kinder – warum?	82
Wo Nachwuchs als natürlich gilt: Das unordentliche Milieu	88
Die höchst verunklarte Vaterrolle	105
Die Single-Ästhetik	124
Familienpolitik am Ziel vorbei	150
Partnerschaft als Produkt	179
Die hundertjährige Frau	198
Literaturhinweise	213
Register	217

WIR TÖCHTER DES FEMINISMUS

Wenn ich gezwungen würde, mich auf ein einziges Charakteristikum festzulegen, das typisch für Frauenbücher ist, dann würde ich höflich sagen: Kritik. Eigentlich aber: Klage, Anklage, Beschreibung von Unterdrückung und eigener Hilflosigkeit. Oder Unzufriedenheit, Kummer.

Die wichtigen Autorinnen der so genannten »zweiten« Frauenbewegung der sechziger und siebziger Jahre (die erste hatte seit Mitte des 19. Jahrhunderts vor allem für das Frauenwahlrecht und den Universitätszugang gestritten) beschäftigten sich – von Betty Friedan über Kate Millett bis zu Susan Brownmiller – mit engen, falschen Rollenbildern, mit Gewalt gegen Frauen, mit dem Sexualakt als Form auch der politischen Unterwerfung und mit der Dominanz der »Herrenkultur«.

Je älter diese zweite Frauenbewegung wurde, desto mehr ihrer Anhängerinnen drifteten in eine Sphäre ab, die weit entfernt lag von jeder politischen Einflussnahme – irgendwo zwischen poststrukturalistischer Literaturtheorie und Mondzyklus-Mystizismus. Diesem späten Feminismus ging es um das andere, als das Frauen dem Mann gegenübertraten – oder vielleicht doch nicht? War das Geschlecht nun biologisches Schicksal oder soziales Konstrukt? Und was bedeutete das eine oder das andere für das weibliche Leben?

Dazu gibt es komplizierte, bisweilen kaum zu enträtselnde

Antworten zum Beispiel von Julia Kristeva, Hélène Cixous oder Judith Butler. Deren Texte haben eine ganz eigene sprachliche Schönheit, eine ästhetische Existenzberechtigung – aber zur Lösung der Probleme von Frauen heute trägt diese Form von Wissenschaftslyrik so gut wie gar nichts bei.

Auch die modernen Erzeugnisse des leichteren Frauengenres gehen vom Defizit aus: Frauen sind entweder zu dick (*Moppel-Ich*) oder im Unklaren über ihre Gefühle (*Männer sind anders. Frauen auch*); entweder geht es mit der Karriere nicht schnell genug (*Das dämliche Geschlecht*), oder die neuen Freiheiten überfordern sie (*Generation Ally*).

Das Niveau der »kulturellen Repräsentanz« von Frauen in Romanen und Frauenzeitschriften ist, freundlich ausgedrückt, unterirdisch: Auf die Bewusstseinsindustrie mit der Zielgruppe »Frauen« haben Jahrzehnte des Feminismus, jedenfalls in Deutschland, kaum Wirkung gehabt. Als dominierendes Rollenbild finden wir unverändert das Dummchen, das gern besser aussehen möchte und einen Mann sucht. In angelsächsischen Ländern ist das anders: Dort hat sich, natürlich auch infolge anderer literarischer Traditionen, eine weibliche Literatur entwickelt, die die erwachsene Frau mit allen Herausforderungen des Lebens zum Gegenstand hat. In diesem Buch wird deshalb relativ häufig von angelsächsischer Literatur die Rede sein, weil sie eine echte Alternative zum Frauentrash hiesiger Provenienz darstellt und weil es nicht egal ist, was wir Frauen über uns lesen. Unterhaltung ist, mit Adorno gesprochen, eben immer auch *Untenhaltung*: Kein Funke der Besinnung dürfe in die Freizeit fallen, schrieb er, weil der sonst auf die Arbeitswelt überspränge und sie in Brand setzen könne. Ähnliches gilt wohl auch für das Geschlechterverhältnis und unser Selbstbild.

Ich sage »wir«, aber im losesten denkbaren Sinne: *Die Emanzipationsfalle* ist kein Generationenbuch wie Katja Kullmanns *Generation Ally* oder Florian Illies' *Generation Golf* – zu groß sind die sozialen und regionalen Unterschiede im Leben der Frauen, um die es mir geht: die Vierzigjährigen und die darunter. Als »Generation« betrachte ich sie – uns – nur insofern, als wir bereits in den Genuss eines emanzipatorisch aufgeklärten Bildungswesens gekommen sind – und wir können uns noch für oder gegen Kinder entscheiden.

Auch ich bin (wie die anderen Frauenbuchautorinnen) nicht frei von einer gewissen Problemorientierung: Ich sehe aber eher ein Problem des *Erfolges* als ein Problem des Defizits. Ich glaube, dass die ursprünglichen Ziele der Frauenbewegung, soweit es nicht um das kulturell vermittelte Rollenbild geht, sondern um rechtliche Gleichstellung, um Bildungschancen für Frauen und um die Einhegung männlicher Gewalt, geradezu unheimlich gründlich durchgesetzt worden sind. Wir haben diesen Erfolg nur niemals wirklich bilanziert und gefeiert, sondern lieber weitergeklagt. Zumindest alle professionell mit Frauenthemen befassten Agentinnen jammern ja immer auch im Dienste der eigenen beruflichen Existenz.

Der wenig anerkannte Erfolg der Frauenbewegung hatte drei Effekte: Zum einen hat sie sich de facto selbst abgeschafft, weil die jungen Frauen unter Bildungs- und Chancengesichtspunkten beim besten Willen nicht mehr erkennen können, wo sie, bitte schön, benachteiligt sein sollen. Sie reagieren geradezu allergisch auf Feminismus, staatliche Frauenförderung und Quoten, weil sie sich nicht länger ein Defizit anhängen lassen wollen. Ein bisschen sicher auch, weil sie in allgemein sehr politikverdrossenen Zeiten aufgewachsen sind und sich nicht vorstellen können, dass politische Programme etwas bewirken.

Zum zweiten sind alle traditionellen Rollenbilder zusammengebrochen: Keine Hausfrau sagt heute noch mit gutem Gewissen, sie sei ebendies: *Hausfrau*. Viele Männer mögen insgeheim überlegen, ob sie, wenn ihnen schon die exklusive Rolle als Ernährer genommen wird, das restliche Familiengedöns eigentlich noch brauchen – das schreiende Kind, die ewig hadernde Gattin. Und die Karrierefrauen? Sie fühlen sich hin- und hergerissen zwischen dem Gefühl, vielleicht die falsche Karriere zu machen, dem Kind/Freund/Haustier zu wenig Zeit zu widmen – oder kein Kind, keinen Freund, kein Haustier zu haben. Diese Art von Rollenverunsicherung trägt zumindest gewisse Züge eines Kollateralschadens: Jetzt wird schmerzhaft sichtbar, dass es den Gegenentwurf zur »Herrenkultur« eben nie wirklich gab. Die alten Rollen zu schleifen war das eine; was an ihre Stelle treten sollte, damit Männer und Frauen in unserer Gesellschaft tatsächlich partnerschaftlich zusammenleben können, hat niemand richtig formulieren können. Und so gehen immer mehr Menschen – teils freiwillig, teils unfreiwillig – ihren Weg allein.

Drittens haben sich die Frauen, ganz wie es im feministischen Lehrbuch steht, die »Kontrolle über die Reproduktionsmittel« angeeignet: Ein Drittel der 1965 Geborenen ist heute kinderlos, und fast zwei Drittel der Akademikerinnen bis fünfunddreißig Jahre haben noch keinen Nachwuchs. Die Zahl der Geburten in Deutschland hat sich in den letzten vierzig Jahren fast halbiert – von knapp 1,4 Millionen 1964 auf siebenhunderttausend im Jahr 2003. Je besser junge Frauen ausgebildet sind, desto mehr konzentrieren sie sich auf ihren beruflichen Werdegang – in der durchaus richtigen Erkenntnis, dass sich für Frauen in den letzten hundert Jahren nahezu alles geändert haben mag, nur nicht das Verhältnis zu Kindern: Frauen

bekommen sie, und Frauen behalten sie. Weder Väter noch Arbeitgeber halten Kinder für ihr Problem.

Es ist kaum zu glauben, dass die intensiven Debatten der letzten Jahre über den demografischen Wandel in Deutschland nie ernsthaft die Frauenfrage thematisiert haben, die hinter der Veränderung der Bevölkerungsstruktur steht. Vielleicht denken Demografen dafür zu statistisch. Was wir erleben, kann man ohne Vorbehalt als Gebärstreik bezeichnen, mit einem noch näher zu beziffernden Anteil an männlicher Zeugungsverweigerung. Dieser Streik hat keine Sprecherinnen, keinen Forderungskatalog, kein gemeinsames Ziel und keinen Adressaten – er besteht aus Millionen von Einzelentscheidungen. Aber er ist wirksam, bis hin zur Schließung von Schulen, zur Verödung ganzer Landstriche und Innenstädte, bis zum möglichen Zusammenbruch der umlagefinanzierten Renten-, Pflege- und Krankenversicherung, bis hin zur kinderlosen Greisengesellschaft. Für Frauen hat die wachsende Lebenserwartung bei gleichzeitiger Kinderlosigkeit ironischerweise einen besonders dramatischen Effekt: Ihnen stehen Jahre und Jahrzehnte des Alters bevor, die sie mit hoher Wahrscheinlichkeit allein, ohne den bereits verstorbenen Mann und ohne Nachwuchs und Familie, verbringen werden. Auch für diesen Lebensabschnitt der Frauen fehlt in bemerkenswerter Weise jedes Konzept, jedes Rollenbild. Kann es sein, dass die Feministinnen an alten Frauen ebenso wenig Interesse hatten wie die sexistischen, auf jugendliche Schönheit fixierten Männer? Jedenfalls wird es Zeit, darüber nachzudenken, wie wir altern wollen und ob Kinder in dieser Planung eine Rolle spielen sollen.

Ich bin nicht sicher, ob Frauen sich jemals – wie vielleicht vorübergehend in den siebziger Jahren – wieder so sehr in

einem Boot fühlen werden, dass sie aus ihrer Fortpflanzungsmacht gemeinsame politische Schlüsse ziehen. Und eigentlich finde ich auch, dass eine dritte Frauenbewegung eine Bewegung für Frauen sein müsste, mit dem einen großen Ziel, Mutter- und Elternschaft in dieser Gesellschaft attraktiv zu machen, ohne alle Freiheitsgewinne wieder über den Haufen zu werfen. Die rot-grüne Regierung unter Bundeskanzler Gerhard Schröder hat hierzu Schritte unternommen, über deren Erfolgsaussichten man streiten kann. Aber immerhin: Sie hat etwas getan für den Ausbau der Kinderbetreuung, sie warb für eine familienfreundliche Unternehmenskultur. Und die Wirtschaft hat ja auch rein gar nichts gegen gut ausgebildete, flexible Arbeitnehmerinnen einzuwenden. Doch welchen Spielraum der Nichteffizienz räumt sie Familien ein? Schließlich die Männer. Sie bekommen von den Frauen widersprüchliche Signale: Einerseits suchen diese den Erziehungsurlaubs-Papa, andererseits ziehen sie doch immer wieder klassische Machos – älter, besser verdienend – vor. Alle Bildungserfolge der Frauen haben offenbar wenig dazu beigetragen, die wirklich gleichberechtigte Beziehung voranzubringen. Viele Frauen gefallen sich bis heute in der Rolle der Märtyrerin, die sich zu »seinen« Gunsten einschränkt, statt klar zu sagen, was er tun muss, damit beide arbeiten und leben können, auch mit Kindern.

Doch bei aller Kritik an der Widersprüchlichkeit des weiblichen Verhaltens und bei allem Verständnis für die Zumutungen, die heutzutage auch mit der männlichen Rolle verbunden sind: Die Nachwuchsfrage darf, bei Strafe der Selbstabschaffung dieser Gesellschaft, nicht länger so ausschließlich den Frauen zugeschoben werden wie bisher.

NIE MEHR JAMMERN ÜBER ERFOLGE UND NEBENWIRKUNGEN DER FRAUENBEWEGUNG

Der Fortschritt in meiner Familie · Die Erfolge der Frauenbewegung als Konsequenz kapitalistischer Modernisierung · Bildungsgewinne im Drei-Generationen-Überblick: Margaret Drabble · »Hannas Töchter« und die Entwicklung der weiblichen Gefühle · Der neue Zwang zur Sinnstiftung · Ikone Miriam · Warum die Frauenbewegung unterging: Differenzfeminismus · Die schiefe Ebene zum beruflichen Erfolg · Jammern auf hohem Niveau · Offene Fragen

Meine Großmutter war Ärztin. Sie kam 1910 zur Welt, zwei Jahre nachdem Frauen an deutschen Universitäten allgemein zum Studium zugelassen worden waren. Drei ihrer Geschwister starben an Diphtherie, ihr ältester Bruder fiel im Ersten Weltkrieg, direkt nach dem Abitur. Liebe und Ehrgeiz der Eltern richteten sich daher auf die einzige verbliebene Tochter. Dorothea Eva Johanna durfte, für ein Mädchen damals außergewöhnlich, Medizin in Wien und München studieren.

Meine Großmutter war allerdings auch eine sehr beeindruckende Persönlichkeit: unendlich leistungsbereit, überwältigend willensstark, für ihre nähere Umgebung gewiss manchmal anstrengend. Auf der Flucht aus Breslau schlug sie sich im Februar 1945 mit drei kleinen Kindern – meiner Mutter Hedda und den beiden Söhnen Hans und Ulrich – zunächst nach Mähren durch, wo sie in einem amerikanischen Militärkrankenhaus arbeitete. Der Leiter dieses Lazaretts tat viel für sie: Zum einen warnte er sie rechtzeitig vor dem bevorstehenden

Abzug der Amerikaner, zum anderen bescheinigte er ihr in einem offiziellen Dokument »hervorragende medizinische Leistungen«. Mit ihren Kindern kam meine Großmutter schließlich nach Kiel, in die Heimatstadt meines Großvaters, der allerdings an der Front in russische Kriegsgefangenschaft geraten war. Meine Großmutter ergatterte eine der raren Stellen im öffentlichen Gesundheitsdienst und brachte die Familie mühsam durch die Hungerwinter von 1946 und 1947. Als mein Großvater 1949 aus Russland zurückkam, war vollkommen klar, dass es für ein Ehepaar nur *eine* Stelle im Staatsdienst geben konnte – und ebenso selbstverständlich, dass der Ehemann, der die gleichen medizinischen Qualifikationen hatte wie meine Großmutter, sie bekommen musste.

Ich habe sie nie danach gefragt, aber ich glaube nicht einmal, dass diese Wendung der Dinge meine Großmutter übermäßig erbitterte: So wenig sie einerseits an ihren eigenen Fähigkeiten zweifelte, so wenig hätte sie andererseits die quasi naturgesetzliche Rollenverteilung ihrer Zeit in Frage gestellt. Von Frauen wurde eben mehr verlangt, sie musste eben mehr kämpfen. Das Empfehlungsschreiben des amerikanischen Lazarettchefs half ihr, Reisestipendien für Großbritannien und die USA zu erlangen, wo sie sich gründlich über *marriage guidance*, psychosoziale Beratung bei Eheproblemen, informierte. So etwas gab es in Deutschland damals kaum, dabei war der Bedarf riesig: In den Familien der Kriegsheimkehrer herrschte alles andere als gemütliche Idylle. Mitte der fünfziger Jahre eröffnete meine Großmutter in Kiel eine der ersten staatlichen Eheberatungsstellen.

Was ihre eigenen Kinder anging, so gab meine Großmutter ihr gespaltenes Rollenbild weiter: Selbstverständlich ging meine Mutter aufs Gymnasium, selbstverständlich durfte sie studie-

ren. Aber die Last der Haushaltsführung in einer Familie mit zwei vollzeitberufstätigen Eltern lag, sobald sie alt genug war, eindeutig bei der Tochter: Meine Mutter hatte einzukaufen, zu putzen, für das Abendessen zu sorgen und Handwerker zu beaufsichtigen. Die Brüder mussten deutlich weniger im Haushalt helfen.

Meine Mutter, Jahrgang 1943, von der Generation her also eine potenzielle Achtundsechzigerin, hat diese Ungerechtigkeit meines Wissens stark empfunden, ohne je zur Feministin zu werden – wie ihr überhaupt die gesamte Studentenbewegung zu antibürgerlich, zu militant, zu laut im Auftreten und zu selbstgefällig in der Eigenwahrnehmung war. Wohl aber zog sie Konsequenzen für meine und die Erziehung meiner Schwester: Wir mussten im Haushalt keinen Finger rühren; unsere Pläne hatten immer Vorrang vor denen des Waschmaschinen-Kundendienstes; zu grauenhaften Handarbeiten wie Häkeln wurden wir ausschließlich in der Grundschule gezwungen. Meine Mutter, die Anglistik und Geschichte studiert hat, arbeitete auf Drittel- oder halben Stellen am selben Gymnasium wie mein Vater. Häufig konnte der fortschrittlich gesonnene Schulleiter sogar ihre Stundenpläne aufeinander abstimmen. Sie habe sich bewusst gegen Vollzeitberufstätigkeit entschieden, sagt meine Mutter, weil sie uns die Erfahrungen ihrer eigenen Kindheit nicht zumuten wollte: den ständigen Stress, das viele Alleinsein, die Hausarbeit neben den Schulaufgaben. Inzwischen frage sie sich manchmal, ob ihre Entscheidung richtig gewesen sei, denn heute werde über Hausfrauen und Nur-Mütter geredet, als ob sie Vollidiotinnen und, schlimmer noch, volkswirtschaftliche Parasiten seien.

Aus den sprichwörtlichen Waschkörben von Leserbriefen, die wir bekommen, wenn wir das Thema Familie und Beruf in der *ZEIT* hin- und herwenden, weiß ich, dass sehr viele Frauen so empfinden wie meine Mutter. Und als jemand, der in den Genuss einer unbeschwerten, komfortablen Kindheit gekommen ist, halte ich die gegenwärtige Stimmungsmache gegen Hausfrauen für extrem ungerecht.

Allerdings war sowohl für mich wie für meine Schwester trotz des harmonischen häuslichen Vorbilds klar: wir nicht! Wir werden selbstverständlich arbeiten, mit oder ohne Kind, mit oder ohne Mann, ganz egal, arbeiten! Erfolg haben! Uns durchsetzen! Mir (Jahrgang 1967) ist das mit einer nunmehr vierzehnjährigen Tochter ganz gut gelungen, meiner Schwester (Jahrgang 1972), bisher ohne Kinder, auch. Manchmal frage ich mich allerdings, ob meine Mutter sich durch unsere entschlossene Berufsorientierung gekränkt fühlt, ob sie unsere geringe Neigung zur häuslichen Sphäre als Kritik empfindet – ich hoffe nicht, haben doch sie und mein Vater durch die vielen, vielen Stunden, in denen sie unsere Tochter hüteten, meinen Berufsweg erst möglich gemacht.

Welches Rollenbild gaben meine Eltern weiter? Für uns galt, dass Mädchen alles können, alles dürfen, nichts müssen, was sie nicht wollen. Das war nicht nur die Haltung meiner Eltern: »Mädchen stark machen« war in meiner Kindheit erzieherisches Grundgesetz. Die Patriarchatskritik der zweiten Frauenbewegung durchdrang die politische Rhetorik, das Hochschulwesen, die Lehrpläne, die Meinungsbildung in vielen Familien. Es gab immer noch eine Menge zu tun, über das Wahlrecht und den Universitätszugang hinaus, die die erste europäische Frauenbewegung so heroisch erstritten hatte. Erst 1976 durfte beispielsweise auch der Geburtsname der Frau Familienname

werden; bis 1977 konnte ein Ehemann seiner Frau die Berufstätigkeit verbieten, wenn sie seiner Meinung nach ihre häuslichen Pflichten vernachlässigte; und erst 1980 wurde das deutsche Arbeitsrecht an EU-Recht angepasst und garantierte nun beiden Geschlechtern Anspruch auf gleichen Lohn für gleiche Arbeit.

Ich glaube allerdings, dass diese Erfolge der Frauenbewegung weniger von spektakulären Einzelaktionen wie zum Beispiel der berühmten Busenentblößung im Adorno-Seminar abhing, auch nicht von (vielleicht zu Unrecht) längst vergessenen Heldinnen der studentischen »Weiberräte«, sondern von einem langfristigen Osmoseprozess. Feministisches oder jedenfalls antidiskriminatorisches Gedankengut sickerte langsam, zunächst kaum spürbar, in alle Schichten der Gesellschaft ein. Und eines Tages war es plötzlich unmöglich geworden, einen Satz zu sagen wie: »Mädchen können das nicht.« Die Unmöglichkeit aber, etwas öffentlich zu sagen, ohne sich lächerlich zu machen, ist der entscheidende Schritt. Ist er vollzogen, gibt es in der Regel keinen Weg zurück in die reaktionäre Vergangenheit.

Zu Zeiten der bäuerlichen Subsistenzwirtschaft wäre eine solche Entwicklung natürlich noch nicht möglich gewesen. Aber die Wirtschaft im Spätkapitalismus und vielleicht auch schon die am Horizont heraufdämmernde postindustrielle, globalisierte Gesellschaft brauchten Individuen, Männer und Frauen, die voll einsetzbar waren, als Konsumenten und als Arbeitnehmer. Und sie brauchen sie bis heute. Je weniger diese Menschen von traditionellen Rollenvorstellungen, Milieuloyalitäten, moralischen Werten, Sentimentalitäten oder Sehnsucht nach einer nichtökonomistischen Privatsphäre angekränkelt sind, desto besser. Die Frauenbewegung konnte, ebenso wie

die übrigen Emanzipationsbewegungen der Achtundsechziger-Ära, auch deshalb so erfolgreich werden, weil sie das Geschäft einer gesellschaftlichen Modernisierung betrieb, die im Interesse des Kapitals lag.

»Kirche, Staat, Sitte und Familie«, schreibt der Journalist Jan Roß in *Die neuen Staatsfeinde*, »waren eben nicht nur der freien Liebe im Weg, sondern auch der freien Wirtschaft. Wer mobile Arbeitskräfte haben wollte, dem konnte die Zerschlagung der Familienstrukturen nur recht sein; Wochenendeheleute, Singles und Geschiedene, auf die zu Hause niemand wartet, bilden das ideale, stets verfügbare Personal eines rund um die Uhr und rund um die Welt aktiven Unternehmens. Kinderlose Doppelverdiener sind attraktivere, ansprecherbarere Nachfrager als Familien, die in ihren Ausgaben weitgehend festgelegt sind. Wer das Reservoir der gesamten Bevölkerung für Produktion und Konsum ausschöpfen möchte, dem wird die traditionelle ›Hausfrauenehe‹ samt Mutterrolle nicht passen: Flächendeckende Frauenerwerbstätigkeit ist dagegen ein erfreulicher Wachstumsfaktor.«

Doch egal, wie viel Emanzipation dem expandierenden Kapitalismus geschuldet war: Auf jeden Fall dürften wir, die heute fast Vierzigjährigen, die erste Frauengeneration sein, die vom emanzipatorischen Großtrend in vollem Umfang profitierte – und denen man die Steine schon aus dem Weg räumte, bevor wir uns überhaupt daran stoßen konnten. Einen kindlichen Blick erhaschten wir gerade noch auf das schwarz-weiße Nachkriegsdeutschland, auf eine Zeit ohne Fernsehen, auf Menschen, die noch von selbst erlebter Not berichten konnten, auf letzte Beschränkungen für Mädchen. Noch existierten fossilienartige Verwandte, die Hosen als Mädchenkleidung nicht schicklich fanden, auch wenn 1973 erstmals mehr Damenhosen

als Röcke verkauft wurden. Nichtdiskriminierende Mathebücher wurden gerade erst erfunden, die Koedukation kam erst in den Siebzigern richtig in Schwung.

Mit den achtziger Jahren werden die Erinnerungen unweigerlich bundesrepublikanisch bunt: Dinge, die ein Mädchen oder überhaupt irgendjemand aus Prinzip »nicht tat«, gab es kaum noch. Als ich 1986 Abitur machte – selbstverständlich war ich, unter großer Ermunterung durch meine Lehrer, auch Schulsprecherin gewesen –, hatte ich das Gefühl, dass die Welt auf mich wartete. In der Konfrontation mit dem Arbeitsmarkt der neunziger Jahre relativierte sich diese Wahrnehmung ein wenig, aber so ging es ja allen im Zeitalter der Kohl'schen Massenarbeitslosigkeit, die im Jahr 1998, lange vor Hartz IV, 4,8 Millionen Arbeitslose betrug. Zu keiner Sekunde hatte ich das Gefühl, je *als Frau* benachteiligt zu sein, im Gegenteil: Die Ladenhüter bei der Kandidatur um politische Ämter, in der Konkurrenz um Volontariate und erste Stellen waren eindeutig die gleichaltrigen Nur-Männer.

Es gibt natürlich andere Drei-Generationen-Erzählungen als meine eigene, die von weit dramatischeren Verbesserungen des Frauenschicksals im 20. Jahrhundert berichten. Fast immer geht es dabei um Bildung, um die traditionelle Mutter- und Hausfrauenrolle und auch um die Modernisierung von Gefühlen.

Die britische Schriftstellerin Margaret Drabble beispielsweise beschreibt in dem autobiografischen Roman *The Peppered Moth* ihr eigenes und das Leben ihrer Mutter. Deren literarisches Alter Ego, Bessie Bawtry, kommt zu Beginn des 20. Jahrhunderts in einer nordenglischen Bergarbeiterstadt zur Welt. Bessie widersteht den Anfechtungen von Kohlenstaub und

Vitaminmangel und wächst zu einer körperlich anfälligen, aber hochbegabten Schülerin heran. Die englischen Schulen der zwanziger Jahre sind bereits darauf eingestellt, herausragende Schülerinnen zu fördern. Bessies Englischlehrerin am Gymnasium, Miss Jane Heald, hat selbst einen hervorragenden Hochschulabschluss und tut alles dafür, um ihrem Schützling ein Stipendium für die Eliteuniversität Cambridge zu verschaffen. Diese Ermutigung ist allerdings auch notwendig, denn Bessies Familie könnte das Studium weder finanzieren, noch brächten die schüchternen Eltern den Mut auf, für ihr Kind derartige Bildungsansprüche zu stellen.

Aus Margaret Drabbles Schilderung der engagierten Lehrerin wird deutlich, wie wenig die erste Frauenbewegung mit der Patriarchatskritik der zweiten Frauenbewegung und dem differenzfixierten Spätfeminismus unserer Tage zu tun hatte: Die Lehrerin Miss Heald, die nicht hätte berufstätig sein dürfen, wenn sie verheiratet gewesen wäre, favorisiert die kompromisslose, ausdrucksstarke Sprache männlicher Autoren gegenüber den ihrer Ansicht nach allzu verspielten Texten der zeitgenössischen Schriftstellerinnen: »Sie war eine moderne Frau, und als Feministin bevorzugte sie das Männliche«, schreibt Margaret Drabble. Der wichtigste Grundsatz, den Heald ihren Schülerinnen beibringt, lautet, im Interesse einer verheißungsvollen Zukunft auf kurzfristige Befriedigung zu verzichten. Ihr Credo: Bedürfnisaufschub, um dem unausgefüllten, eingehegten, konventionellen Frauenleben der damaligen Zeit endgültig zu entkommen. Das Konzept hat später komplizierte Auswirkungen auf Bessies Tochter Chrissie. Und für unsere Zwecke wird es sehr aufschlussreich sein, sich mit der Frage zu beschäftigen, wie es die junge Frauengeneration bei uns mit dem Bedürfnisaufschub hält.

Bessie jedenfalls wird, bei allem Fleiß, aller Disziplin und allen akademischen Erfolgen, nicht glücklich: Sie fühlt sich in Cambridge zwischen den reichen Kommilitoninnen sozial unterprivilegiert. Vor allem aber hat die prinzipielle Akzeptanz von Frauen an den Hochschulen die Privatsphäre noch nicht verändert. Als Bessie heiratet, kurz vor den Wirren des Zweiten Weltkriegs, ist es vollkommen unvorstellbar, dass eine Ehefrau überhaupt arbeitet, egal, wie gut ihre Qualifikationen sind. Die intelligente, ehrgeizige Bessie verfällt als Nurmehr-Mutter in tiefe Verzweiflung. Es ist der Krieg, der ihr vorübergehend aus der familiären Sackgasse hilft: Die Männer, auch ihrer, sind an der Front. Als arbeitende Reservarmee werden verheiratete Frauen jetzt geduldet. Bessie muss als Lehrerin ihren Sohn und ihre Tochter allein ernähren, und sie genießt diese harte Zeit durchaus. Doch als die Männer zurückkehren, wird auch von den Frauen in England erwartet, dass sie die Arbeitsplätze wieder räumen. Obwohl sie ihren Ehemann liebt, bedeutet der Weg zurück in die erzwungene Abhängigkeit und Untätigkeit für Bessie erneut Depressionen, Neurosen und ein recht elendes häusliches Leben.

Ihre Kraft reicht gleichwohl, um erheblichen Druck auf ihre Kinder auszuüben: Wenigstens Tochter Chrissie soll nun beruflich erfolgreich sein, die Träume ihrer Mutter verwirklichen. Chrissie – Margaret Drabble, wie wir annehmen dürfen – reagiert darauf mit dem zu erwartenden Widerstand: Sie bricht ihr Archäologiestudium in Cambridge ab, weil sie schwanger wird, und heiratet den brillanten, charmanten, aber gänzlich unzuverlässigen Vater ihres Kindes. Es folgen Jahre der Untreue, der Trennung, einer prekären Berufslaufbahn. Nimmt man diese Schilderung zum Nennwert, dann war die Achtundsechziger-Frauengeneration vielleicht weniger eine Generation

des feministischen Aufbruchs als eher eine ziemlich verängstigte Generation des Beziehungsdramas.

Chrissie jedenfalls findet erst spät in einer zweiten Ehe relativen Frieden. Ihre Tochter Faro ist dann wie wir Vierzigjährigen von heute: mit allen Möglichkeiten ausgestattet, zielstrebig in ihrem Beruf als Wissenschaftsjournalistin, aber extrem zurückhaltend und unentschlossen, wenn es um die langfristige Bindung an einen Mann geht.

In Deutschland wurde die schwedische Journalistin und Autorin Marianne Fredriksson ebenfalls mit einem Drei-Generationen-Roman bekannt: *Hannas Töchter* stand monatelang auf den Bestsellerlisten. Die Geschichte von Hanna (1871–1964), Johanna (1902–1987) und Anna (in den dreißiger Jahren geboren) rückt ebenfalls das Bildungsmotiv und zudem die Wanderung vom schwedischen Land in die Großstadt Göteborg in den Mittelpunkt; noch mehr aber geht es der Autorin um die Evolution der weiblichen Gefühle: Hanna, nach einer Vergewaltigung im ganzen Dorf verachtete Mutter eines unehelichen Kindes, muss sich glücklich schätzen, dass überhaupt noch ein Mann sie heiratet, ganz egal, ob sie ihn liebt oder nicht. Sie hat früh und gründlich gelernt, dass soziale Absicherung und nicht allzu viel Brutalität in der Ehe das Höchste sind, was sie erwarten darf. Ihr Verhältnis zu ihren Kindern bleibt zurückhaltend, zu hoch ist die Kindersterblichkeit, zu willkürlich das Schicksal, als dass sie ihr Herz an den Nachwuchs hängen würde.

Die Tochter Johanna kann bereits mehr ihren Emotionen folgen: Sie heiratet aus Liebe, nimmt freilich später die regelmäßigen Prügelattacken ihres Ehemanns hin, begehrt nicht auf, trennt sich nicht. Anna schließlich, die als erste Frau in der